

Antwort an Rolf Scheffbuch

Zur ökumenischen Bedeutung des Freudenstädter Wortes an die Gemeinden

I.

Der Artikel von Rolf Scheffbuch in der Juli-Nummer der „Ökumenischen Rundschau“ hat eine Gruppe württembergischer Synodale zu folgendem Widerspruch herausgefordert:

„Die Württembergische Evangelische Landessynode hat sich nach mehrtägiger intensiver Gruppenarbeit in Freudenstadt auf ein gemeinsames Wort an die Gemeinden geeinigt.

So wie wir es sehen, wird die dort errungene Verständigung durch den Artikel ‚Vergebliche Liebesmühe?‘ (ÖR 3/75 S. 359 ff.) entstellt und damit mißbraucht.

Der Synodale Rolf Scheffbuch macht nämlich in diesem Artikel den Versuch, die Freudenstädter Verlautbarung durch seine Interpretation als Waffe im Kampf gegen den Ökumenischen Rat der Kirchen einzusetzen. Er unterschlägt klärende Antworten der ökumenischen Gesprächspartner in Genf (im Juni 1974) und in Freudenstadt (im Februar 1975) und wiederholt Vorwürfe gegen den ÖRK, die nach diesen Gesprächen nicht mehr gerechtfertigt sind.

Es war und ist unsere Meinung, daß das Freudenstädter Wort in erster Linie der Feststellung von Gemeinsamkeiten dienen sollte. Die darin enthaltenen kritischen Äußerungen haben den Sinn, den ökumenischen Dialog fortzusetzen. Sie können nicht zum Anlaß genommen werden, daraus pauschal ‚Spannungen, wenn nicht gar Widerspruch zu vielen Verlautbarungen profilierter Ökumeniker und ÖRK-Konferenzen und -Konsultationen‘ abzuleiten.

Rolf Scheffbuch ist vom Rat der EKD berufener Delegierter für Nairobi. Seine persönliche Auslegung des Freudenstädter Wortes kann er in Nairobi nicht als Äußerung der württembergischen Kirche einbringen.

Wir meinen, daß ein Delegierter, der ökumenische Gesprächspartner als ‚afrikanische Zeloten‘ bezeichnet, wenig geeignet ist, die EKD in Nairobi zu vertreten.“

Stuttgart, den 11. September 1975

Diese Erklärung wurde von 18 Synodalen unterzeichnet.

Auch aus Kreisen des württembergischen Oberkirchenrats verlautet:

„Der Dekan (Rolf Scheffbuch) kann sich nicht als Delegierter oder gar als alleiniger Sprecher der Landeskirche bezeichnen, weil die Delegation für Nairobi für die EKD gemeinsam aufgestellt wird und es auf Grund der vorherrschenden Rechtsauffassung keine Einzelmitgliedschaft Württembergs im Ökumenischen Rat der Kirchen gibt. Der beanstandete Aufsatz Scheffbuchs wird als dessen Privatmeinung angesehen, die die Landeskirche nicht in allen Teilen verantworten kann und will“ (Ausführung „Stuttgarter Zeitung“ vom 13. 9. 1975).

II.

Welche Bedeutung hat das Freudenstädter Wort für seine Autoren, die Mitglieder der württembergischen Landessynode?

In der Einleitung zum Freudenstädter Wort heißt es: „Die Württembergische Evangelische Landessynode beschäftigte sich auf einer Sondertagung vom 13. bis 15. Februar 1975 in Freudenstadt mit dem Thema: ‚Mission und Ökumene‘. Im Gespräch mit Missionswissenschaftlern, Sachverständigen aus Afrika, Vertretern deutscher Missionswerke und des Ökumenischen Rates wurden in drei Arbeitsgruppen die Fragenkreise behandelt: ‚Dialog und Mission‘, ‚Selbständigkeit der Kirchen – Einheit der Kirche – Einheit der Menschheit‘, ‚Heil und soziale Gerechtigkeit‘. Diese Synodaltagung hat die Fragen aufgenommen, die von der Landeskirche im Gespräch mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf gestellt wurden.“

Die Verlautbarung der Synode wurde als Wort an die *Gemeinden* deklariert mit folgender Absicht: „Die Synode möchte den Gemeinden mitteilen, daß sie in vielen Grundfragen christlichen Zeugnisses und Dienstes Übereinstimmung erzielt hat. Aus unserer Arbeit, über die wir den Gemeinden ausführlich berichten werden, können wir jetzt schon gemeinsam sagen: . . .“

Es ist klar, daß damit aus einem im Gang befindlichen Gespräch berichtet wird, das weiterlaufen soll. Es geht darum festzustellen, welches Maß an Übereinstimmung zwischen den verschiedenen Standpunkten innerhalb der württembergischen Synode besteht. Es geht nicht um „die festgelegte Position (der) . . . Kirche“ gegenüber der Ökumene, wie Rolf Scheffbuch behauptet.

„Was wir bei unserer Freudenstädter Tagung im Auge hatten, war weniger eine Abklärung des Verhältnisses zu Genf an sich als vielmehr, uns für *unsere* Kirche unter *uns* klar zu werden: über die Missionsaufgabe heute und auch über die Dienstgemeinschaft mit der Weltchristenheit in der Mission. . .“ (Synodaler Grünzweig, laut Protokoll vom 13. 2. 75, S. 1090).

In diesem Sinn endete die Synodalverlautbarung: „Wir danken den Gemeinden für die Fürbitte und erhoffen für uns alle eine neue Freude an der Mission, an der Gemeinschaft und am Heil.“

Das Synodalwort an die Gemeinden, das nach intensiver, mehrtägiger Gruppenarbeit zustande kam, wobei die Arbeitsgruppen aus Mitgliedern aller Synodalengruppen zusammengesetzt waren, sollte also der Verständigung und der Gemeinschaft dienen. Die Aussprache mit den Sachverständigen, unter denen sich u. a. Prof. Beyerhaus und Prof. Hans-Ruedi Weber, Genf, befanden, zeigte eindeutig, daß die Synode sich nicht das „Nein“ von Prof. Beyerhaus gegen den „Ökumenischen Rat der Kirchen“ zu eigen machen wollte; Prof. Beyerhaus erklärte, „wäre er Synodaler, würde er dem Wort nicht zustimmen“.

Prof. H. R. Weber, Genf, empfand die Arbeit der Synode als „ein Stück gemeinsam gegangenen Weges“ und fuhr fort: „Ich möchte Sie bitten, daß Sie das nicht nur hier in der Synode tun, sondern daß wir so weitergehen in der dialogischen Existenz, die das Milieu ist für die Mission, für das missionarische Zeugnis von Jesus Christus“ (Protokoll vom 15. 2. 1975, S. 1076).

Soviel zur Gesamtintention des Freudenstädter Wortes.

III.

Spannungen oder gar Widersprüche?

Um Spannungen, wenn nicht gar Widersprüche des Freudenstädter Wortes „zu vielen Verlautbarungen profilierter Ökumeniker“ darzulegen, stellt Rolf Scheffbuch einzelnen Formulierungen von Bangkok Sätze des Wortes an die Gemeinden entgegen:

a) Während er behauptet, die „Erklärung zum Heil heute“ (Bangkok-Dokumente, S. 95) enthalte „nicht einen einzigen Satz, der als Missionsauftrag verstanden werden kann“, finden wir in derselben Erklärung folgende Aussage: „Er ruft seine Kirche, an seinem erlösenden Handeln teilzuhaben, indem er Menschen aufruft, sich persönlich zu seiner Herrschaft zu bekennen...“ (Bangkok-Dokumente, S. 96). Darüber hinaus lesen wir im Bericht der Sektion I, Abschnitt IV, 8 (S. 187): „... Wir werden dem Befehl des Herrn zu Mission und Zeugnis treu bleiben, der zu unserem unveräußerlichen Besitz gehört und den Angehörige anderer Religionen als eine Pflicht der Christen kennen...“.

b) Ferner konstruiert Scheffbuch einen Widerspruch zwischen dem Bangkokener „Brief an die Kirchen“ und dem württembergischen Synodalwort, indem er folgende Positionen einander gegenüberstellt (Bangkok-Dokumente, S. 262): „Auch wenn wir noch auf die endgültige Offenbarung seines Sieges warten, sehen wir sie doch schon jetzt wirken, wenn immer ein Mensch als Kind Gottes seine wahre Freiheit und seine Verantwortlichkeit als Mensch erlangt.“ – Aus der Wendung „endgültige Offenbarung“ macht Scheffbuch „Jesu Wirksamkeit“. – Das dem gegenübergestellte Synodalwort lautet vollständig zitiert: I.2. „Mission will, daß Menschen zum Glauben an Jesus Christus, zur Gemeinschaft mit ihm und in die Gliedschaft seines Leibes kommen. Wo dieser Glaube geweckt wird, da baut Gott sein Reich.“

Wenn diese beiden Sätze überhaupt vergleichbar sind, entdecken wir in ihnen keinen Widerspruch. – Die obige Aussage („wahre Freiheit“ und „Verantwortlichkeit als Mensch“) enthält für uns ihre entscheidende Qualität durch die Bestimmung „als Kind Gottes“. Nur wo diese ausgelassen wird, könnte ein Widerspruch zum Synodalwort gefunden werden.

Im übrigen heißt es im „Brief an die Kirchen“ (Bangkok-Dokumente, S. 261): „Ohne das theologische Gespräch in seiner Bedeutung herabzusetzen oder zu umgehen, haben wir uns ganz eindeutig um die Person des lebendigen Christus zusammengefunden und erneut erfahren, daß den Menschen kein anderer Name gegeben worden ist, durch den wir erlöst werden können“. In der Gemeinschaft des Heiligen Geistes haben wir gemeinsam die Heilkraft des Kreuzes erkannt, wie sie in der Auferstehung Christi zum Ausdruck kommt.“

c) Um einen weiteren, von Scheffbuch behaupteten Widerspruch aufzulösen, zitieren wir aus beiden Quellen, auf die er sich beruft, den vollen Wortlaut. Im „Brief an die Kirchen“ heißt es (S. 262): „Das Kreuz Christi, an dem seine Liebe ‚bis ans Ende gegangen ist‘, verpflichtet uns dazu, zu erkennen, wie oft wir auf halbem Wege stehenbleiben, und verpflichtet uns, freudig und wenn nötig unter Opfern weiterzugehen. Es zwingt uns zum Zeugnis durch das Wort

und ruft uns auf zum Dialog mit all denen, die – ob sie nun den einen oder den anderen Glauben, die eine oder die andere Überzeugung vertreten – in gleicher Weise von Gott geliebt werden. In seinem Anderssein darf der andere in Jesus Christus niemals als ein Feind angesehen werden, sondern als ein Bruder, durch den Gott uns bereichern will.“

Im württembergischen Synodalwort steht unter I.3.: „Es gibt keine Heilsoffenbarung außerhalb von Jesus Christus. Menschen anderer Religionen können uns durch ihren Glauben und ihr Leben tief beeindrucken, je besser wir sie kennenlernen. Aber das Wort des Heils können sie uns nicht sagen. Darum dürfen wir nicht aufhören, ihnen Gottes Heil in Jesus Christus zu bezeugen.“ Man sieht wieder einmal, wie irreführend es sein kann, wenn Halbsätze aus dem Zusammenhang gerissen und einander gegenübergestellt werden.

d) Zum Verhältnis Mission – Dialog zitiert Scheffbuch das Freudenstädter Wort aus I.4.: „... der Dialog kann die Mission nicht ersetzen, da der Christ an den Missionsbefehl gebunden ist, Menschen zum Glauben an Jesus zu führen.“

Nirgendwo wird im Sektionsbericht I von Bangkok das Gegenteil behauptet. Wir lesen dort (Bangkok-Dokumente, S. 187): „Das Bemühen, anderen Anteil zu geben, und die Bereitschaft, an anderen Anteil zu nehmen, sollte uns zum Zeugnis für Christus inspirieren und nicht zu dem Wunsch, einen theologischen Streit zu gewinnen. Wir haben mit Freude festgestellt, daß die Mission immer mehr in diesem Geist des Dialogs durchgeführt wird, ohne daß deshalb die Verkündigung als weniger dringlich empfunden würde.“

e) Völlig aus dem Zusammenhang reißt Scheffbuch die These, „daß Heil auch die ‚Befreiung aus den Fesseln der Macht der nordatlantischen Gemeinschaft‘ bedeute“. Dazu ist folgendes zu lesen (Bangkok-Dokumente, S. 196) im Bericht der Sektion II, Einführung: „... Unsere Konzentration auf die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Komponenten des Evangeliums verneint keineswegs die persönlichen und eschatologischen Dimensionen des Heils. Wir möchten vielmehr betonen, daß all diese Aspekte des Heils untrennbar miteinander verknüpft sind.“ Der daran anschließende erste Teil des Sektionsberichtes II ist in vier Teile gegliedert: A. Gottes Auftrag. B. Heil und Befreiung der Kirchen und der Christen. C. Das Heil in vier (sozialen) Dimensionen. D. Mittel und Kennzeichen des Erlösungswerkes. Scheffbuch löst einen Halbsatz aus Abschnitt C und behauptet, daß „Heil offenbar rein politisch verstanden werden kann“ und also identisch auch mit der „Befreiung aus den Fesseln der Macht der nordatlantischen Gemeinschaft“ ist.

Wir stehen zu dem Wort von Freudenstadt III.4.: „Keine Sorge für das äußere Wohl kann den Menschen das Heil vermitteln. Wohl ist nicht Heil. Es geht darum, daß der Mensch aus seiner Gottesferne zu Gott heimfindet. Darum können Entwicklungshilfe und Evangelisation einander nicht ersetzen. Doch kann bei allem gebotenen sachlichen Vorrang des Wortes in besonderen Fällen Zuwendung der Liebe das vordringliche Gebot sein.“ Aber die Verbindung zwischen Wohl und Heil ist nach den Worten Jesu absolut gegeben: Matthäus 25 „Was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan“; Lukas 13, im Gleichnis vom Feigenbaum, der abgehauen wird, weil er keine Früchte trägt; Matthäus 18, im Gleichnis vom Schalksknecht, aus

dem deutlich wird, wie Verweigerung des Wohls Unheil bedeutet für den, der es nicht weitergibt.

Auch bei dem Gespräch in Genf im Juni 1974 kam dieser Fragenkomplex zur Sprache. Der Leiter der Abteilung für Weltmission und Evangelisation, Dr. Emilio Castro, sagte dazu (laut Nachschrift): „Wir sind Bäume, die Früchte geben sollen, und diese Früchte sind unsere Herausforderung. Wir haben unser Heil in Christus. Das ist aber keine Lehre ohne Beziehung zu unserer Umwelt. Wir öffnen die Tür für die Gleichgültigkeit, wenn wir nicht auf die Beziehung zwischen Glauben und Leben aufmerksam machen.“

Selbstverständlich hat das Synodalwort von Freudenstadt einen bestimmten Kompromißcharakter, und jeder kann das unterstreichen oder das heraushören, was ihm besonders am Herzen liegt; aber das Ziel der Erklärung war sicher nicht das, daß sich die Schwaben insgesamt auf einen „Orlog“ begeben wollten, um Widersprüche „zwischen dem offiziellen Kurs des ÖRK und Grundeinsichten der Württembergischen Kirche“ festzustellen oder um Fragen zu beantworten, „die heute in ökumenischen Verlautbarungen und auch in den Ergebnissen der Berliner EKD-Synode vom November 1974 unklar, unvollständig oder gar falsch beantwortet zu sein scheinen.“

IV.

Zum Stil der Auseinandersetzung

Neben der beanstandeten Veränderung der Zielsetzung unseres einstimmig verabschiedeten Synodalwortes macht der Ton des Artikels zu schaffen, aus dem das alte Erbübel der Deutschen, sich als „magister mundi“ zu fühlen, herausklingt; dieses Erbübel, das schon früher das ökumenische Gespräch belastet hat. Wie soll denn ein Vertreter der afrikanischen Christenheit den Satz verstehen: „Ich wage zu hoffen, daß der Beitrag reformatorischer Kirchen sich nicht länger mehr in der fast masochistischen Lust am totalen Verriß durch afrikanische Zeloten erschöpft“ (ÖR S. 368)? Sicher, es gibt afrikanische, europäische und auch schwäbische „Zeloten“, aber in dieser Weise das ökumenische Gespräch zwischen europäischen und afrikanischen Christen abzuqualifizieren, überschreitet die Grenzen des guten Geschmacks. Man denke etwa an Accra 1974 und stelle sich Bischof Krusche, Magdeburg, oder Prof. Eduard Schweizer, Zürich, als Leute vor, deren theologischer Beitrag „sich in der fast masochistischen Lust am totalen Verriß durch afrikanische Zeloten erschöpft“. Solche Sätze machen jedes ernsthafte Gespräch unmöglich.

V.

Philip Potter im Kreuzfeuer

Wir bedauern ferner besonders, daß Herr Scheffbuch auch in diesem Artikel die kritischen Aussagen des Generalsekretärs des ÖRK, Dr. Philip Potter, zur westlichen Theologie als Beweis dafür wertet, daß Potter im Grunde an verantwortlichen theologischen Überlegungen desinteressiert sei. Er unterstellt ihm und dem Ökumenischen Rat der Kirchen einen von der Schrift unkontrollierten Umgang mit dem prophetischen Amt. Es scheint uns wichtig festzuhalten, daß

Philip Potter beim Genfer Gespräch im Juni 1974 sagte, es liege ihm alles daran, die Verbindung zwischen „horizontal“ und „vertikal“ zu bewahren, obwohl diese Begriffe nicht biblisch seien. Wenn sie als Alternativen gebraucht würden, fühle er sich in einen Rahmen gestellt, in den er nicht passe. Er setzte hinzu, daß sich die Schwierigkeit mit ihrem eher pietistisch gearteten Glauben für die Christen der Dritten Welt da erhebe, wo die Offenbarung auf Geschichte trifft. Für sie sei Offenbarung die Geschichte Gottes mit seiner Welt. Seinen Gesprächspartnern hielt er den von Scheffbuch zitierten Vorwurf entgegen: „Manchmal habe ich den Eindruck, daß Leute mir Fragen stellen ‚sub specie aeternitatis‘. Sie kommen aus einer theologischen Welt, und ich bin auf dem Boden. Sie sind nicht mit mir! Sie fragen von einer gesicherten Position aus, und ich bin im Abwasserkanal! Sie ringen nicht mit mir, sondern Sie fordern Rechenschaft von mir. Wir, die wir an der Front mit Realitäten, mit Mächten und Gewalten ringen, sollen plötzlich dogmatische Formulierungen machen!“ Das ist keine Ablehnung jeglichen theologischen Denkens, vielmehr geht es Potter um eine freilich harte, aber notwendige Auseinandersetzung zwischen der Theologie der Dritten Welt, die ihre unmittelbare Glaubenserfahrung auszudrücken versucht, und der westlichen Theologie, die alles in dogmatische Formulierungen und Denkkategorien faßt.

Zur deutschen Situation bemerkte Potter, die Deutschen hätten die Tendenz, ihre Erfahrungen hineinzulesen in die Erfahrungen anderer. Dabei betonte er ausdrücklich, daß die deutschen Erfahrungen bedeutend und außerordentlich wichtig seien. Er forderte die Gesprächspartner zu einem Austausch zwischen den Kirchen auf (laut Nachschrift).

VI.

Worauf es ankommt!

Wir sind dankbar, daß aus dem Kreis der Delegierten der EKD – auch Dekan Scheffbuch ist Delegierter der EKD und nicht der Württembergischen Landeskirche – im Blick auf Nairobi auch andere Stimmen zu hören sind, wie z.B. in der gleichen Nummer der ÖR, S. 376, Barbara Brandes: „Oft habe ich den Eindruck, daß wir zwar nach außen hin kaum noch als Kolonialisten auftreten, daß unsere Verhaltensmuster bis in die individuelle Lebensführung hinein aber noch weitgehend von solchem Denken geprägt sind. Und sei es nur, daß wir meinen, die denkerisch und theologisch Überlegenen zu sein. In bezug auf einige Sektionen in Nairobi habe ich deshalb die Befürchtung, daß solcher verkappter ‚weißer Rassismus‘ unsere Unfähigkeit, bestehende Konflikte partnerschaftlich zu lösen, zutage fördern wird!“

Nicht die Auseinandersetzung mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen, bzw. dem von ihm angeblich seit 1966 eingeschlagenen veränderten Kurs, hat nach unserer Auffassung den Rang einer Existenzfrage für unsere Kirchen und die Weltchristenheit, sondern die Art und Weise, wie wir aufeinander hören, miteinander lernen und untereinander Gemeinschaft halten, auch in Konflikten und Widersprüchen. Wir sind der Meinung, daß wir einander zugeordnet sind und zusammengehören durch unseren gemeinsamen Herrn, Jesus Christus!

*Gerhard Benz, Hildegund Fischer, Anne-Lore Schmid
Mitglieder der Württembergischen Landessynode*